 Lesezeit: 5 min.

1995, vor 28 Jahren, verließ ich mein geliebtes Argentinien, um ins missionarische Afrika zu gehen, mit dem gleichen Ideal wie Zeffirino Namuncurà: ein Salesianer und Priester zu werden, der „meinem Volk nützlich ist“, in meinem geliebten Afrika. Und nun sitze ich hier unter einem edlen, 100 Jahre alten afrikanischen Baum, bei einer Temperatur von 36 Grad und 70 % Luftfeuchtigkeit, und denke über mein Missionsleben nach. Von hier aus betrachte ich den wunderschönen Regenwald, der in tausend Schattierungen unendlichen Grüns gemalt ist, überquillt vor Leben, voller Geheimnisse und tausend Fragen, die darauf warten, beantwortet zu werden. Ein wahrhaft vielfarbiges Wandgemälde wie mein Missionsleben: in tausend Farben gezeichnet, in verschiedenen Schattierungen und Tönen gemalt, gesegnet mit Herausforderungen und Belohnungen, mit Projekten und Träumen, mit hellen Pinselstrichen, um die dunkleren und schwierigeren Töne der Mission zu überdecken.

Meine ersten Schritte
Meine ersten Schritte in Afrika waren Schritte der Entdeckung und der Ehrfurcht. Ich sagte mir: „Afrika ist reich!“, und wie ein Teenager verliebte ich mich auf den ersten Blick in Afrika…. Ich verliebte mich in die Vielfalt seiner Landschaften und seine üppige Geografie, seine Fauna und Flora, seine Meere und Dschungel, seine riesigen Savannen und Wüsten. Es ist reich an natürlichen Ressourcen: Gold, Diamanten, Öl, Uran, Holz, Landwirtschaft und Fischerei. Mir wurde sofort klar, dass Afrika nicht arm ist, aber es wird sehr schlecht verwaltet. Ich habe mich in seine Kulturen, Sprachen, Farben, Gerüche und Geschmäcker verliebt. Ich war fasziniert von ihren Rhythmen, ihrer Musik, der Vibration ihrer Trommelfelle, dem Klang ihrer Musikinstrumente, ihren Liedern und Tänzen voller Leben. Und vor allem habe ich mich in seine Menschen und seine Jugend verliebt, denn das ist sicherlich sein größter Reichtum: seine Kinder, seine jungen Menschen, die die Gegenwart und die Zukunft des Kontinents der Hoffnung darstellen.

Missionarische Versuchung
Wenn man jung und unerfahren ist und mit tausend Erwartungen und einem Herzen voller Träume im Missionsland ankommt, besteht die erste Versuchung darin, zu denken, dass man kommt, um zu „retten“, dass man ein „Abgesandter“ ist, der berufen ist, „die Welt zu verändern“, zu „verwandeln“, zu „lehren“, zu „evangelisieren“, zu „heilen“. Dort lehrt Sie Ihr gelobtes Land den Wert der Demut. Und Ihr Volk lehrt Sie, dass man sich, um Missionar zu sein, klein machen muss wie

ein Kind, dass man neu geboren werden muss: Man muss lernen, neue Sprachen zu sprechen, neue und andere Sitten zu verstehen, Lebensstile, Denk- und Gefühlsweisen zu ändern. In der Mission lernt man zu schweigen, Zurechtweisungen anzunehmen, Demütigungen zu akzeptieren und Kulturschocks zu erleiden. Der wahre Missionar verlernt, um neu zu lernen, bis er die schönste Entdeckung macht: Es sind Ihre Leute, die Sie „erziehen“, „evangelisieren“, „verwandeln“ und „heilen“. Sie werden Ihr „Kairos“, Ihre „Zeit Gottes“, sie sind der „theologische Ort“, an dem Gott sich Ihnen offenbart und Sie schließlich „rettet“.

Afrikanische Lektionen
Von der südlichen Halbkugel aus hat Afrika dem Westen und dem Norden, den Christen und den „Entwickelten“, viel zu lehren. Hier sind einige Lektionen, die ich in Afrika gelernt habe.

Die erste Lektion ist „Ubuntu“: „Ich bin, weil wir sind“
Afrikaner lieben die Familie, die Gemeinschaft, das gemeinsame Arbeiten und Feiern. Sie sind zutiefst großzügig und fürsorglich und immer bereit, jedem, der Hilfe braucht, unter die Arme zu greifen. Sie wissen, dass der Individualist in der Isolation stirbt. Die afrikanische Weisheit bestätigt dies: „Wenn du allein gehst, kommst du schneller voran, aber wenn du in einer Gruppe gehst, kommst du weiter“. „Es braucht drei Steine, um den Topf auf dem Feuer zu halten“. „Der Baum, der allein ist, verdorrt; der Baum, der im Wald ist, lebt“. „Es braucht ein ganzes Dorf, um ein Kind zu erziehen“. Und im gleichen Sinne: „Es braucht ein ganzes Dorf, um einen tollwütigen Hund zu töten“. „Wenn zwei Elefanten kämpfen, ist es das Gras, das verliert“. Das brüderliche Leben und die Gemeinschaft halten die Familie, den Clan und den Stamm am Leben.

Zweitens geht es um Respekt vor dem Leben und den Älteren
Ein Sohn oder eine Tochter sind immer ein Segen des Himmels, eine Freude für die ganze Familie und Hände, die das Land bestellen und die Ernte einbringen. Das Leben ist ein Geschenk Gottes. Deshalb heißt es: „Wo Leben ist, ist Hoffnung“ und „Wer die Saat schützt, schützt die Ernte“. Und weil die Lebenserwartung niedrig ist, werden die älteren Menschen geschätzt, geliebt und „umsorgt“. Hier gibt es keine Pflege- oder Altersheime. Die Großeltern sind das Erbe des Dorfes. Die Kinder sitzen um die Älteren herum und lauschen den Geschichten und der Weisheit der Vorfahren. Deshalb sagen wir hier: „Wenn ein Ältester stirbt, ist das, als würde man eine Bibliothek niederbrennen“ und „Wenn du deine Ältesten vergisst, vergisst du deinen Schatten“.

Drittens geht es um Leiden und Widerstandsfähigkeit
Die afrikanische Weisheit besagt, dass „Schmerz ein stiller Gastgeber ist“ und dass „man durch Leiden Weisheit erlangt“. Deshalb heißt es, dass „Geduld ein Allheilmittel ist“. Sie verwandeln Hindernisse in Chancen. Sie haben keine Angst vor Opfern oder dem Tod. Für sie ist der Verlust einer Ernte, eines materiellen Gutes, eines geliebten Menschen eine Gelegenheit, neu anzufangen, etwas Neues zu schaffen. Sie wissen, dass nichts ohne Anstrengung und Opfer erreicht wird; dass der einzige Weg zum Erfolg darin besteht, durch die enge Tür zu gehen, und sie segnen Gott, der gleichzeitig gibt und nimmt.

Eine vierte Lektion betrifft die Spiritualität und das Gebet
Afrikaner sind von Natur aus „spirituell“. Sie sind bereit, ihr Leben für das zu geben, woran sie glauben. Gott ist allgegenwärtig in ihrem Leben, in ihrer Geschichte, in ihren Reden, in ihren Feiern. Jede Aktivität beginnt mit einem Gebet und endet mit einem Gebet. Deshalb heißt es in ihren Sprichwörtern: „Wenn du betest, bewege deine Füße“, „Blicke nicht nur auf Gott, wenn du in Schwierigkeiten bist“ und „Wo Gebet ist, ist Hoffnung“. Wenn man nicht betet, wird das Leben fade und steril. Sie beten, als „würde alles von Gott abhängen, weil sie wissen, dass am Ende alles von ihnen abhängt“, wie ein großer afrikanischer Heiliger sagen würde.

In meinem Leben als Missionar bin ich Mission
In drei Jahrzehnten haben wir Schulen und Berufsbildungszentren gebaut, Kirchen und Heiligtümer, Kapellen und Gemeindezentren errichtet, Nothilfemaßnahmen während der Bürgerkriege in Sierra Leone und Liberia durchgeführt, Heime für Kindersoldaten eröffnet, Ebola-Waisen geholfen, Straßenkinder oder Mädchen in der Prostitution betreut. Aber diese Aktivitäten werden nicht mit Mission gleichgesetzt. Die Früchte der missionarischen Tätigkeit werden an der Veränderung des Lebens gemessen. Und in diesem Sinne gestehe ich, dass ich Wunder gesehen habe: Ich habe gesehen, wie Kindersoldaten ihr Leben wieder aufgebaut haben, ich habe gesehen, wie Straßenkinder Anwälte an der Universität wurden, ich habe gesehen, wie sie wieder lächeln und zur Schule gehen, ich habe gesehen, wie Mädchen in der Prostitution zu ihren Familien zurückkehren, einen Beruf erlernen und neu anfangen.

Wie Papst Franziskus sagt: „Wir haben keine Mission und machen auch keine Mission“. Wir sind Mission. Ich bin die Mission. Meine Aufgabe ist es, das „Sakrament der Liebe Gottes“ für die Schwächsten zu sein. Das heißt, dass sie durch meine Hände, meine Augen, meine Ohren, meine Beine, mein Herz erfahren

können, dass Gott sie wahnsinnig liebt, dass er ihnen Leben schenkt, durch mein Leben, das ich ihnen gebe. Das ist es, was es für mich bedeutet, Salesianer-Missionar zu sein. Deshalb bin ich Mission, wenn ich vor der Eucharistie niederknie und um ihr Seelenheil bitte; ich bin Mission, wenn ich im Hof oder zu Hause die Kinder begleite; ich bin Mission, wenn ich in die entlegensten und gefährlichsten Gebiete reise; ich bin Mission, wenn ich Eucharistie feiere, Beichte höre oder taufe. Ich bin Mission, wenn ich mich hinsetze, um zu lesen oder zu lernen und dabei an sie denke. Ich bin Mission, wenn ich mit meinen Brüdern und Schwestern einen strategischen Plan aufstelle oder ein Projekt zur Verbesserung der Lebensqualität meines Volkes schreibe. Ich bin Mission, wenn ich eine Schule oder eine Kapelle baue. Ich bin Mission, wenn ich mein Leben mit Ihnen, die Sie dies lesen, teile.

Wir sind alle Missionare durch Berufung

Liebe Freunde, durch die Taufe sind wir alle berufen, Missionare zu sein, zu missionieren. Wir müssen nicht nach Afrika gehen, um Missionare zu sein. Der missionarische Ruf ist ein innerer Ruf, alles zu verlassen, alles zu geben, wo Gott uns hingesetzt hat. Nicht um Dinge zu geben, sondern um „mich selbst zu geben“, um meine Zeit, meine Talente, meinen Glauben, meine Professionalität, meine Liebe, meinen Dienst mit den Schwächsten zu „teilen“. Wenn Sie diesen Ruf hören, schieben Sie ihn nicht auf. Die Nächstenliebe Christi und die Dringlichkeit des Reiches Gottes rufen Sie.

Pater Jorge Mario CRISAFULLI, sdb, Inspektor Afrika Niger Niger